

weisung der Leistungsfähigkeit bewußt gesellschaftlicher Regelung anzuführen haben, nämlich eben die weitgehend in sich ausgeglichene Wirtschaft, in der unvorhergesehene Änderungen überhaupt nicht in bedeutendem Umfang auftreten. Die bewußte Regelung durch die Gesellschaft wird sich also desto zweckmäßiger erweisen, je mehr der Zustand der Wirtschaft entweder großen Veränderungen ausgesetzt ist, die rasche, tiefgreifende Anpassungen erfordern, hinter denen die Anpassung an die täglichen kleinen Schwankungen an Bedeutung zurücktritt, oder je mehr die Wirtschaft den Zustand so weitgehender Ausgeglichenheit angenommen hat, daß unregelmäßige Änderungen in einem Maße, das auch nur ihre Gesamtsumme bedeutungsvoll erscheinen ließe, überhaupt nicht mehr eintreten. Relativ ungünstig ist das Zwischenstadium, in welchem große Veränderungen nicht eintreten, wo aber eine Fülle kleiner Anpassungsmaßnahmen erforderlich ist, von deren genauer Ausführung im ganzen der Erfolg der Wirtschaft abhängt.

Mit dem Zustand weitgehender Ausgeglichenheit und seiner Eignung für verwaltungswirtschaftliche Maßnahmen haben wir uns hier nicht weiter zu beschäftigen, denn für uns handelt es sich gerade um die Leistungsfähigkeit solcher Maßnahmen in Zeiten krisenhafter Veränderungen. Wir wollen nur feststellen, daß die Eignung beider Zustandstypen für die bewußt gesellschaftliche Regelung schließlich doch auf dem gleichen Grunde beruht, nämlich auf den verhältnismäßig geringen Ansprüchen, die diese Typen an die ausführenden Organe stellen.

Man muß ferner beachten, daß hier nur die Rede ist von den Leistungen, die eine e i n g e f ü h r t e Verwaltungswirtschaft in Zeiten, wo große Umstellungen erforderlich werden, voraussichtlich aufweisen könnte, nicht aber von den Umständen, die einer E i n f ü h r u n g zentral-gesellschaftlicher Wirtschaftsverwaltung günstig oder ungünstig sind. Daß die Einführung irgendwelcher »gemeinwirtschaftlicher« Methoden in solchen Zeiten besonders schwierig ist, ja meistens gar nicht möglich sein wird, ist ganz gewiß richtig; um so größer wäre natürlich der Vorteil, sie in solchen Zeiten bereits zu besitzen.

(Schluß folgt)

Nietzsche und das Christentum

Von Karl Quenzel

I

Nicht bloß unter Ungelehrten, sondern leider auch unter Gelehrten ist die Meinung verbreitet, Friedrich Nietzsche stände mit seiner zähen, unerbittlichen Feindschaft gegen das Christentum allein. Auch wird immer noch die Legende geglaubt, er habe die christliche Religion beschimpft. Der Nervenarzt P. J. Möbius, freilich einer der verständnislosesten Beurteiler Nietzsches und auf dem Gebiet der Philosophie offenbar Laie, versteigt sich in seinem Pamphlet über den Denker Nietzsche sogar zu der Behauptung: »Freilich kann man ein Gegner des Christentums sein, aber niemand wird das, was seinen Eltern und der Mehrzahl der ehrenhaften Leute heilig war, mit Kot bewerfen, wenn er nicht ein Lump oder ein Gehirnkranker ist.« Solche Kampfmittel werden in Deutschland, wo man Nietzsche vielfach nur aus Schmähchriften kennt, niemals ihre Wirkung verfehlen.

Da ist es Sache der vorurteilslosen Forschung, die ganze Frage einmal ohne jede falsche Rücksicht zu behandeln.

In Leben und Kultur war ein antichristliches Element schon lange vorhanden, ehe es gedanklich festgelegt wurde. Wie stark dieses Element um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts geworden war, bewies schon die erstaunliche Wirkung, die das Hauptwerk des Philosophen Ludwig Feuerbach, das »Wesen des Christentums« (1841), bei Gebildeten wie Ungebildeten hatte. Viele Deutsche empfanden die Bevormundung durch Christentum und Kirche als einen immer lästiger werdenden Zwang. Und Feuerbachs Worte hätten ein noch viel stärkeres Echo geweckt, wenn ihn die Universitätsphilosophen nicht fortgeschwiegen und später, was noch viel schlimmer war, als unwissenschaftlich, einseitig oder — rückständig verschrien hätten. Auf unverbildete, aufrichtig nach Erkenntnis strebende Menschen hat er immer sehr stark gewirkt. Man braucht nur den Dichter Gottfried Keller zu nennen, der ihm im »Grünen Heinrich« ein Denkmal gesetzt hat, oder Paul Heyse, der in der klassischen Novelle »Grenzen der Menschheit« in Dankbarkeit festgehalten hat, daß ihm Feuerbachs Bücher »ausnehmend eingeleuchtet« hätten.

Feuerbach war, wie man weiß, ein Schüler Hegels und stand gleich diesem unter dem Einfluß der Romantik. Gleich seinem Lehrer versuchte er aus den christlichen Glaubenssätzen einen Wahrheitskern herauszuschälen. Sein Ausgangspunkt war die heute als irrig erkannte Ansicht, die Dogmen drückten Grundwahrheiten des menschlichen Herzens aus und seien durch die Theologie nur gleichsam übermalt worden. Er über sah, daß eine so späte, in Kulturzentren zum System ausgebildete Religion wie das Christentum eine Menge Vernunftwahrheiten, ja philosophische Lehren (man denke nur an die Logos-Lehre!) in sich aufgenommen hat, daß diese aber den Dogmen nicht eigentümlich, sondern nur erborgter Schmuck sind. Das tut natürlich seiner Kritik der Dogmen keinen Abbruch, macht sie im Gegenteil nur noch wirkungsvoller. Und es ist kein Ruhmesblatt für die Universitätsphilosophen, daß sie das von jeher hartnäckig verschwiegen haben. Feuerbach hat ein für allemal in geradezu klassischer Weise die Widersprüche aufgedeckt, in die die Dogmen mit der Vernunft geraten. Aber das allein würde ihm keine überragende Bedeutung geben; denn darin berührt er sich mit David Friedrich Strauß, der freilich versöhnlicher war und den Theologen nie ganz abschütteln konnte. Feuerbach aber ist weitergegangen: er hat — und hierin liegt sein Hauptverdienst — den Widerspruch aufgezeigt, der zwischen dem Handeln und dem Glauben der modernen Menschen besteht. Er war das Gewissen seiner Zeit. Er zeigt, daß vom Christentum im wesentlichen nur noch der Name übriggeblieben ist. Ein klassischer Philosoph der Entschiedenheit, war er zugleich, wie Schopenhauer, eine große Persönlichkeit.

Wie unbedeutend erscheinen neben Feuerbach die Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts (wobei Lessing, dieser umfassende und goldklare Geist, ausgenommen werden muß)! Er spöttelt nicht mehr über die Dogmen; er hat das Christentum innerlich erlebt. Mit einer an Hegel geschulten Dialektik zeigt er, daß sich hinter dem angeblich Übervernünftigen Unvernunft oder Sophistik versteckt. Er geht dann weiter und spürt den Anfängen der Religion nach (Vorlesungen über das Wesen der Religion). Er legt in einer in Form und Methode gleich vorbildlichen Weise dar, daß die Geburtsstätte

der Götter die Phantasie des Menschen ist. Freilich konnte er, im Intellektualismus befangen, modernste Erkenntnisse noch nicht gewinnen.

Zu den ernsthaften Gegnern des Christentums rechnen wir auch Heinrich Heine. Es kommen hier namentlich seine lange untergeschätzten Schriften »Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland«, »Die romantische Schule« und »Ludwig Börne« in Betracht. Heine, der von der Romantik ausgegangen war, sich ihrem Banne aber rechtzeitig entzogen hatte, betonte vor allem den lebensfeindlichen Zug des Christentums, und dies mit einer Eindringlichkeit, die später nur von Nietzsche übertroffen wurde. Da er kein originaler Philosoph war, so geht die Schulphilosophie meist über ihn hinweg, die doch für Geister zweiten Ranges wie Schelling oder Herbart so viel übrig hat. Hier gilt es, sich mit Entschiedenheit von hergebrachten Urteilen zu lösen. Dem Spiritualismus — wie er die christliche Grundrichtung genannt hat — stellte Heine den Sensualismus gegenüber: nicht die Sinnesfreudigkeit schlechtweg, noch viel weniger ein atavistisches Aufgehen im Sinnlichen, sondern eine vergeistigte Sinnlichkeit. Mit dieser kurzen Formel sind natürlich Heines fruchtbare, in die Zukunft weisende Erkenntnisse nicht erschöpft. Es ist ein unverlierbares Verdienst Nietzsches, als erster die Bedeutung Heines, des Visionärs, erkannt zu haben.

Schopenhauer können wir in dieser Reihe nicht nennen. Er war zwar unbedingter Altheist und Feind des dogmatischen Christentums, mußte aber als Anwalt einer lebenverneinenden Philosophie in der christlichen Ethik eine Bundesgenossin sehen. Auch billigte er, darin ein Nachzügler der Romantik, den Lehren des Christentums den Wert von Allegorien zu und sah in ihnen verschleierte Wahrheiten.

Nietzsche überholte beide: Feuerbach sowohl wie Schopenhauer. Er hat die Vorurteile der Romantik durchschaut. Für ihn enthält die christliche Religion keine Wahrheit mehr, nicht einmal im uneigentlichen Sinne. Er spürt den Anfängen der Religion tiefer nach als Feuerbach, als Schüler Schopenhauers nicht mehr im Intellektualismus befangen, sieht er, daß die Quelle der Religion im Irrationalen liegt. Die Dogmen des Christentums sind für ihn endgültig erledigt; sein Augenmerk richtet er auf dessen Moral. In ihr hat er, wie Schopenhauer, das Herz der christlichen Religion erkannt. Hatte Feuerbach gezeigt, daß die Glaubenssätze für den modernen Menschen längst alle Geltung verloren haben, daß er aber dennoch den Schein aufrechterhält, als ob er sich zu ihnen bekenne, so weist Nietzsche nach, daß der moderne Mensch, antichristlich seinem Handeln nach, nicht den Mut finde, die christliche Moral auch in der Theorie aufzugeben. Diesen Widerspruch bekämpft Nietzsche. »Jede Praktik jedes Augenblicks, jeder Instinkt, jede zur Tat werdende Werthschätzung ist heute antichristlich: was für eine Mißgeburt von Falschheit muß der moderne Mensch sein, daß er sich trotzdem nicht schämt, Christ noch zu heißen!« (Werke, 8, 265.) Aber Nietzsche bekämpft nicht nur diesen Widerspruch: er bekämpft das christliche Ideal überhaupt. Dieses Ideal wird um so hartnäckiger aufrechterhalten, je mehr es aus den Herzen der Menschen verschwunden ist. Freilich merken die meisten nicht, daß dieses Ideal ihren Händen entschlüpft ist, wie Helena dem Faust, und daß sie statt der lebendigen Fülle nur einen Schleier zurückbehalten haben. Deshalb zeigt es ihnen Nietzsche noch einmal in seiner Ursprünglichkeit.

Hier wird wahrscheinlich sofort der Einwurf laut werden: Wenn das christliche Ideal seine Werbekraft verloren hat, wenn es aus den Herzen der Menschen verschwunden ist, so braucht man es doch nicht mehr zu bekämpfen. Dieser Einwurf wäre berechtigt, wenn die christliche Moral überwunden wäre, wenn die Menschen sie mit Bewußtsein aufgegeben hätten. Aber sie haben sie bloß links liegenlassen; sie erkennen sie noch an, gewöhnlich mit Bedauern darüber, daß sie ihr nicht nachzuleben vermögen. Sie ist gleichsam ein unerledigtes Pensum; wir dürfen sie nicht überspringen, sondern müssen sie überwinden.

Das große Thema Nietzsches ist also die Überwindung des Christentums, genauer: der christlichen Moral. Es gilt — so lautet der ungemein wichtige Hauptsatz —, alles Christliche durch ein überchristliches zu überwinden und nicht nur von sich abzutun; denn die christliche Lehre war die Gegenlehre gegen die dionysische (15¹, 489). Der Gedanke, daß das Christentum nichts Endgültiges ist, ist nicht neu. Wir finden ihn am deutlichsten ausgeprägt bei Heine. Im 6. Kapitel der »Stadt Lucca« hat dieser plastisch dargestellt, wie die Griechengötter beim Anblick des leidenden Jesus, des »bleichen, blutriesenden Juden«, verstummen und erbleichen und immer bleicher werden, bis sie endlich ganz in Nebel zerrinnen. »Nun gab's eine traurige Zeit, und die Welt wurde grau und dunkel. ... Die Religion gewährte keine Freude mehr, sondern Trost; es war eine trübselige, blutrünstige Delinquentenreligion.« Aber das Reich des Nazareners ist nicht von unbegrenzter Dauer. Wir stehen an der Schwelle eines neuen Weltalters.

Diesem Gedanken gibt Heine im Zweiten Buch seines »Börne« Ausdruck. »Unter der Erde kracht es und klopft es, der Boden öffnet sich, die alten Götter strecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit hastiger Verwunderung fragen sie: Was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde drang? Was gibt's Neues? Dürfen wir wieder hinauf?« Nein, ihr bleibt unten im Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenosse zu euch hinabsteigt. ... »Wie heißt er?« Ihr kennt ihn gut, ihn, der euch einst hinabstieß in das Reich der ewigen Nacht. ... »Der neue Todesgenosse ist der Nazarener. Wir dürfen, will Heine sagen, den Anbruch eines dritten Reiches erwarten. »Das dritte Reich«, verkündet später Ibsen durch den Seher Marimos in dem Drama »Kaiser und Galiläer«, »ist das Reich des großen Geheimnisses, das Reich, das auf den Baum der Erkenntnis und des Kreuzes zusammen gegründet werden soll, weil es sie beide zugleich haßt und liebt und weil es seine lebendigen Quellen in Adams Garten und unter Golgatha hat.«

Goethe und Hegel haben zwar erkannt, daß die christliche Lehre eine notwendige Ergänzung der antiken war, aber sie sind beim Christentum stehen geblieben: Hegel hat es für die absolute Religion erklärt, und Goethe sah es zum mindesten als den Höhepunkt der sittlichen Entwicklung an. Der erste originale Denker, der von der Überwindung des Christentums redete, war der vielfach unterschätzte Max Stirner (»Der Einzige und sein Eigentum«). Er nahm folgende drei Stufen (die den drei Reichen entsprechen würden) an: den Alten (Griechen und Römern) war die Welt eine Wahrheit, den Neueren (den Christen) war der Geist eine Wahrheit, die Eigenen glauben weder an die Welt allein noch an den Geist allein, sondern stellen als ureigene Persönlichkeiten die höhere Einheit dar.

In ähnlichen Gedankenkreisen bewegt sich Nietzsche. Er lehrt eine Art Vergöttlichung des Leibes (15¹, 487). Der moderne Mensch, sagt er sehr fein, ist geistig genug, um den Leib als das Höhere zu begreifen. Der Geist soll also nicht, wie der besangene Eichendorff einmal fälschlich von Heines Weltanschauung sagt, erschlagen werden, sondern er soll, nachdem er lange genug den Tyrannen gespielt hat, dem Leibe dienen oder besser: dem Leibe die Gleichberechtigung zugestehen. Eine einseitige Verherrlichung des Leibes wäre ein Rückschritt, eine geistlose Nachäffung der Antike, eine Ausschaltung der vom Christentum eroberten neuen Werte. Aber wie Stirner ausdrücklich betont, soll nichts Wertvolles aus der Vergangenheit aufgegeben werden. Und Nietzsche schreibt einmal: »Alles in den Fuß werfen!«

Was am Christentum unverlierbar ist, ist nicht so ohne weiteres zu sagen. Das Christentum ist keine Einheit, sondern, wie Nietzsche es einmal ausdrückt (8, 262), ein ungeheures Fragezeichen. Es hat früh antike Elemente in sich aufgenommen, es hat später der Philosophie, wie die Hebräer den Ägyptern, goldene und silberne Geräte entwendet.

Goethe betont in seinem Roman »Wilhelm Meisters Wanderjahre« (2. Buch, 1. Kapitel), die christliche Religion sei gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. »Was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen!« Ähnlich drückt sich Hegel aus. In seiner »Religionsphilosophie« (Ausgabe von Artur Drews, S. 363 f.) heißt es: »Nicht nur das Natürliche, sondern auch die bürgerliche Entehrung, die weltliche Schande, das Kreuz ist verklärt; das in der Vorstellung Niedrigste, das, was der Staat zum Entehrenden bestimmt hat, ist zum Höchsten verkehrt. Indem aber die Entehrung zur höchsten Ehre gemacht ist, so sind alle Bande des menschlichen Zusammenlebens in ihrem Grunde angegriffen, erschüttert und aufgelöst. Wenn das Kreuz zum Panier erhoben ist, und zwar zum Panier, dessen positiver Inhalt zugleich das Reich Gottes ist, so ist die innere Gesinnung in ihrem tiefsten Grunde dem bürgerlichen und Staatsleben entzogen und die substantielle Grundlage desselben hinweggenommen, so daß das ganze Gebäude keine Wirklichkeit mehr, sondern eine leere Erscheinung ist, die bald krachend zusammenstürzen ... muß. Dies ist das revolutionäre Element, durch welches der Welt eine ganz andere Gestalt gegeben ist.«

Kurz vorher (S. 359) sagt Hegel: »Der unendliche Wert der Innerlichkeit ist damit zuerst aufgetreten.« Dieses Wort ist vielleicht der Schlüssel zum Christentum. Krankheit, Leiden und Not aller Art vertiefen den Menschen; sie machen ihn innerlich reicher, sofern sie ihm neue Gebiete der Seele eröffnen, die dem Glücklichen verschlossen sind. Sie schärfen Phantasie und Erfindungskraft und lehren, daß es eine zweite Welt hinter der der Gesunden und Glücklichen gibt. Außerordentlich wichtig sind in diesem Zusammenhang die Geständnisse des englischen Dichters Oskar Wilde. »Ich kam ins Gefängnis«, sagte Wilde zu André Gide, »mit einem Herzen aus Stein und dachte an weiter nichts als an mein Vergnügen, aber jetzt ist mein Herz völlig zerbrochen; das Mitleid ist in mein Herz gekommen; jetzt verstehe ich es, daß das Mitleid das Größte und Schönste auf der Welt ist.« Und indem

er auf einen Freund anspielte, fügte er hinzu: »Er versteht mich nicht. ... Sein Weg ist der des Alcibiades, der meine ist jetzt der des heiligen Franziskus von Assisi.« Nicht umsonst nennt Oskar Wilde hier Alcibiades. Alcibiades ist, im Gegensatz zu Sokrates, der Anbeter des schönen Scheins; wohl sieht er die Überlegenheit des alle äußeren Ehren verachtenden Sokrates ein (wenigstens wenn wir Plato glauben dürfen), aber er ist doch wesentlich Weltmensch, Anbeter des Erfolges, Vertreter der vorsokratischen Denkweise.

Das Wesentliche am Christentum ist also der Zug zum Geistigen. Es hat das Reich der Seele erweitert. Es setzte durchaus die Arbeit des späten Judentums fort, das die Geistigkeit geradezu züchtete. Jesus fasste die Tendenzen des Judentums zusammen, indem er alle äußere Gewalt, all die prächtige Selbstherrlichkeit der Römer für nichts achtete und sich geflüstert an die Armen und Verachteten wandte. Zweifellos ist die Geringschätzung von Macht, Besitz und Ehren, die wir bei all denen finden, die wirklich geistige Interessen haben, ein Erbstück des Christentums.

Nietzsche fügt diesem Kennzeichen noch einige andere hinzu. »Wenn das Christentum«, sagt er 15², 271, »etwas Wesentliches in psychologischer Hinsicht getan hat, so ist es eine Erhöhung der Temperatur der Seele bei jenen kälteren und vornehmeren Rassen, die damals obenauf waren; es war die Entdeckung, daß das elendeste Leben reich und unschätzbar werden kann durch eine Temperaturerhöhung.« In einer anderen Stelle führt er aus: »Die Frage nach unserem Wohl ist durch das Christentum und den Buddhismus vertieft; dagegen ist die Engländererei blödsinnig-allfänglich: der Engländer meint ‚comfort‘.«

Wie sehr Nietzsche davon überzeugt war, daß das Christentum den Menschen innerlich umgewandelt hat, beweist auch noch eine späte Niederschrift wie diese: »Geseht, die Starken wären Herr in allem, und auch in den Wertschätzungen, geworden: ziehen wir die Konsequenz, wie sie über Krankheit, Leiden, Opfer denken würden! Eine Selbstverachtung der Schwachen wäre die Folge; sie würden suchen, zu verschwinden und sich auszulösen. ... Und wäre dies vielleicht wünschenswert? — und möchten wir eigentlich eine Welt, in der die Nachwirkung der Schwachen, ihre Feinheit, Rücksicht, Geistigkeit, *W i e g s a m k e i t* fehlte?« (15², 432.) (Schluß folgt)

Aus der geistigen Waffenschmiede der Partei unter dem Sozialistengesetz

Von Robert Horn

In der 1888 entstandenen Schrift Ignaz Auer's »Nach zehn Jahren«, die die Fränkische Verlagsanstalt, unser Parteigeschäft in Nürnberg, vor einem Jahrzehnt in würklichem Abdruck und ähnelnder Ausstattung von neuem herausgab, nimmt die Liste der durch und während des Sozialistengesetzes verbotenen nicht-periodischen Druckschriften nicht weniger als 15 Seiten ein. »Kein Tag verging,« so schreibt Ignaz Auer, »ohne daß der ‚Reichsanzeiger‘ ganze Spalten von Verboten veröffentlichte.«

Eine junge, lebenskräftige, in den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen wurzelnde Partei wie die sozialdemokratische in dem sich zum Industriestaat umwandelnden neuen Deutschen Reiche konnte sich diese Unterdrückung nicht gefallen